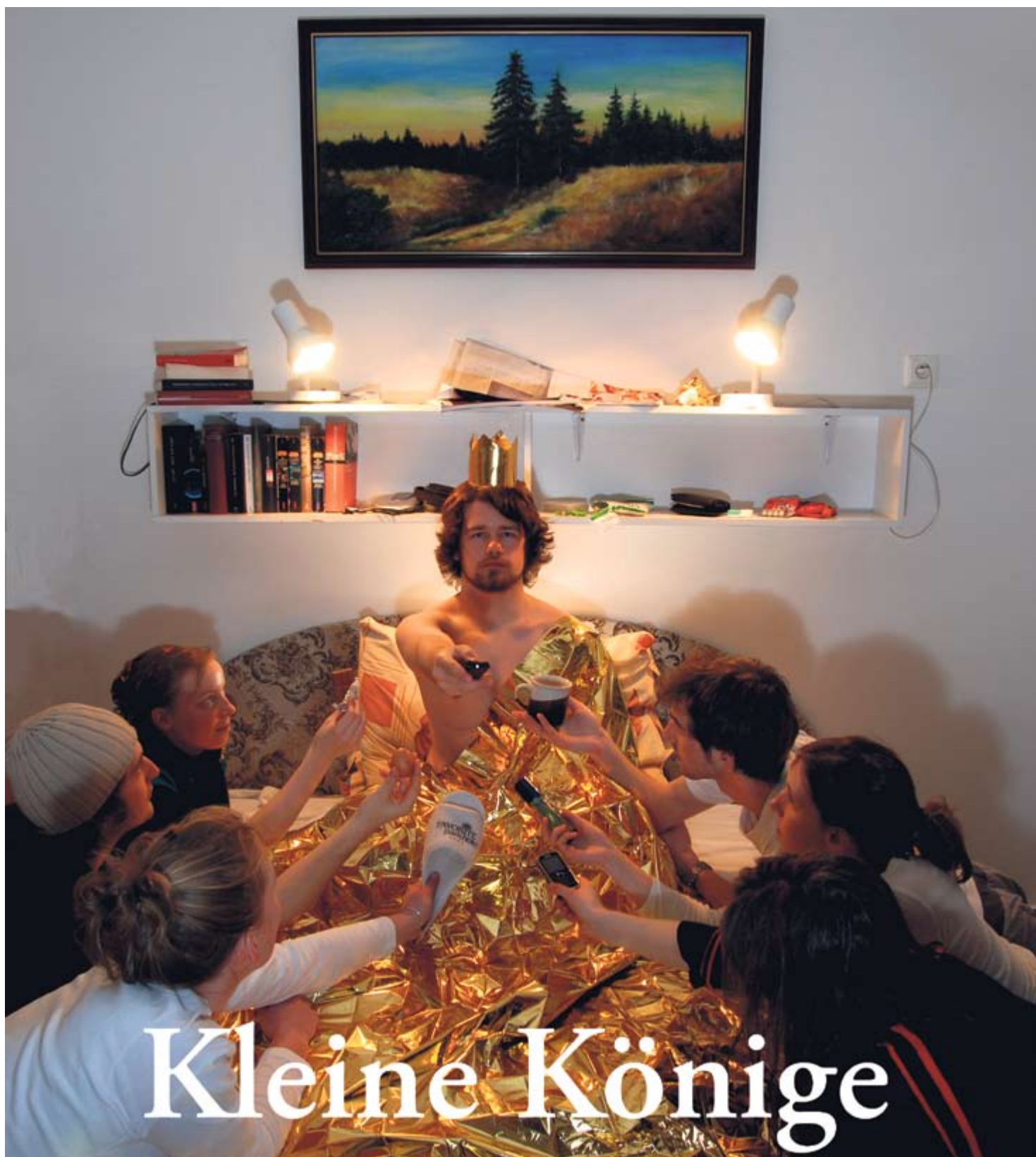


JUGENDMAGAZIN FÜR HAMBURG

FREIHAFEN

Ausgabe 2 | 2007 | Kostenlos | ISSN 1862 - 4820 | www.freihafen.org

WIR. HIER. JETZT.



Kleine Könige

IMPRESSUM

FREIHAFEN

Jugendmagazin für Hamburg
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-60084679
Fax: 040-60084681
Mail: mail@freihafen.org
Web: <http://www.freihafen.org>

Herausgeber

Junge Presse Hamburg e.V.
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-60084680
Fax: 040-60084681
Mail: mail@jphh.de
Web: <http://www.jphh.de>

Chefredaktion

Annina Loets (V.i.S.d.P.)
chefredaktion@freihafen.org

Öffentlichkeitsarbeit

Oskar Piegsa
presse@freihafen.org

Anzeigenbetreuung

Sebastian Olényi
anzeigen@freihafen.org

Fotoredaktion

Liv Pedersen
Felix Pensky
Jonas Fischer
Tilman Höffken

Titelfoto

Tilman Höffken
Jonathan Stoeterau

Layout

Felix Pensky
Julia Ewers
grafik@freihafen.org

Finanzen

Christoph Hansen
finanzen@freihafen.org

Mitarbeiter (Text/Foto)

Anne Kühnel (T)
Annina Loets (T)
David Thielemann (T)
Guo Xu (T)
Felix Pensky (F)
Jenny Wolf (T)
Jonas Fischer (F)
Lea Zierott (T)
Lina Brion (T)
Linn Hart (T)
Madgalena Abrams (F)
Nico Semsrott (T)
Oskar Piegsa (T)
Robert Frischer (T)
Simon Kerbusk (T)
Tilman Höffken (F)

Hinweise auf externe Bildrechte sind bei den jeweiligen Fotos angegeben.

Erscheinung

10x jährlich

Vertrieb

Behörde für Bildung und Sport der Freien und Hansestadt Hamburg

Eigenvertrieb

Christoph Hanssen
Svetlana Kanevski
Jenni Nausch
Nina Wienkoop
vertrieb@freihafen.org

Druck

v. Stern'sche Druckerei GmbH
Zeppelinstraße 24
21337 Lüneburg

Auflage

20.000 Exemplare

Titelmodells

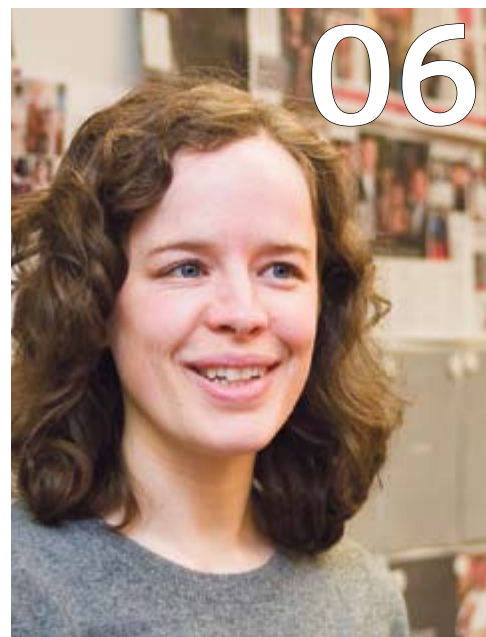
Anna Maria Schories
Caroline Fenner
David Thielemann
Lara Dietrich
Liv Pedersen
Moritz Herzog
Tilman Höffken

Auslageplätze

An den weiterführenden Schulen Hamburgs, den Universitäten Hamburgs und Lüneburgs, Jugendbildungsstätten und ausgewählten Cafés.

Wir danken allen Redakteuren, die sich an diesem Projekt beteiligen und allen Außenstehenden, die dafür manches Mal kürzer treten müssen.

Außerdem danken wir der Behörde für Bildung und Sport, der SchülerInnenkammer, der Jungen Presse Hamburg e.V. und der Arbeitsgemeinschaft freier Jugendverbände in Hamburg e.V. (AGfJ) für die gute Zusammenarbeit.



Die Redaktion



Moin Moin,

Wäre der Königstitel eine Marke, könnte er einpacken. Zu kleine Zielgruppe, zu altbacken, zu undynamisch – so oder ähnlich würde das Urteil der Marketingprofis lauten. Und tatsächlich: Abgesehen von Omma-Dauerwelle und dem nerdigen Briefmarkensammler, der 250 Queen-Briefmarken durch seinen Tastsinn unterscheiden kann, interessieren sich nur wenige für Königinnen und Könige. Das ist schade. Denn Könige sind nicht nur jene dekadenten Monarchen dieser Welt, die im Wüstenoutfit in einem durchklimatisierten Ölimperium hocken oder im Kilt auf Fuchsjagd gehen. Während die ersten Krokusse die Erde durchbrechen und der Frühling sein blaues Band entrollt, stellte die FREIHAFEN-Redaktion fest: Könige gibt es überall.

In Heft Nr. 16 stellen wir einen Schützenkönig aus dem alten Land vor, sinnieren über

FISCHMARKT

[Titel]

- 04** | Portrait eines Schützenkönigs
- 05** | „Hinz&Kunzt“-Verkäufer: Eine Hommage
| Film zum Thema: Vergiss mein nicht
- 06** | Unter Königen: Interview mit einer Society-Redakteurin
- 08** | Kleine Kaiser: Chinas Einzelkinder
- 10** | Diktatoren: Wenn Kleinsein böse macht

HAMBURG CITY

[Innerhamburgisches]

- 11** | Umfrage: Was ist königlich an dir?
- 12** | Besuch im Hospiz Leuchtfeuer
- 13** | FREIHAFEN besucht Hamburger daheim

DOM

[Bunte Seite]

- 14** | FREIHAFENs Fragebogen
| Kolumne: Rob Frischer über bayerischen Rap

„Hinz&Kunzt“-Verkäufer und fragen eine Gala-Redakteurin, wie das Leben zwischen Königen, Stars und Sternchen spielt. Ein König kommt selten zu zweit? Ein Kaiser schon gar nicht. Wir werfen einen Blick auf China und seine Generation aus Einzelkindern. Unterwegs machen wir Stopp in Ecuador, wo Magdalena Abrams während ihres Auslandsaufenthalts eine Jugendmusikschule aufgebaut hat.

Schließlich zurück in Hamburg City haben wir zwei Hamburger zu Hause besucht, die ihr eigenes Musik-Label gegründet haben. Neues gibt es auch vom DOM: Unser Kolumnist Rob Frischer schreibt über Bayerischen Rap.

Flattert fleißig in den Frühling, esst mehr Oster Eier,

Annina Loets

GROSSE FREIHEIT

[Kultur]

- 16** | Die Band Cartridge im Interview
- 18** | Filmkritik: Sven Halfars „Yes I am“
- 19** | Konzerte: Die besten Tipps für den Frühling

ELBBRÜCKEN

[Außerhamburgisches]

- 20** | Einsatz: Wie Magdalena Abrams eine Jugendmusikschule gründete

MILLERNTOR

[Sport]

- 22** | Kampf trifft auf Tanz: „Capoeira Angola“ in Hamburg



Schuss Treffer König

Ohne Puschelhut, Flinte und ohne schwere Orden – was bleibt da eigentlich noch übrig von einem Schützenkönig? FREIHAFEN traf Schützenkönig Thomas Schnell in zivil. Ein Portrait.



Seit August 2006 ist Thomas Schnell Schützenkönig von Steinkirchen.

Thomas Schnell ist genauso groß wie alle anderen. Er trägt dunkle Jeans und einen schwarzen Pullover. Dazu Semiwanderlatschen mit einer Spur von DrMartens Design. Er hat blaue Augen und eine Frisur am Scheideweg zwischen rasiert und modisch kurz. Er ist nicht dünn und auch nicht dick. Nicht

uninteressant aber auch nicht auffällig. Seit einem Montag im August 2006 ist Thomas Schnell Schützenkönig von Steinkirchen, einem 1800-Seelen Dorf im Alten Land. Mit Können habe das allerdings wenig zu tun, sagt der 33-jährige Junggeselle. „Schützenkönig wird man durch einen Glücksschuss. Das ist

„Dann geht man da hin und übt Schießen, weil einem das Spaß macht. Und wenn das einem Spaß macht, dann macht man das und schießt.“

aufm Schützenfest. Die Königsscheibe ist für zwei Stunden geöffnet. Da kommen die Leute in einer Bierlaune hin, haun da ihre Schüsse rauf und der beste Schuss wird eben Schützenkönig.“ Wer schießen will, muss allerdings wis-

sen worauf er sich einlässt. Schließlich hat ein König Verantwortung. „Für ein Jahr ist man der Repräsentator für den Verein“, sagt Thomas. „Man präsentiert den Verein überall.“

Sechs Schützengilden gibt es im Alten Land. Hält ein Verein sein Schützenfest, werden die Könige der umliegenden Dörfer von dem abdankenden Schützenkönig eingeladen. So

ergeben sich häufige Besuche. Viel organisatorischer Aufwand. Thomas muss nämlich auch die Schützenkönigin und den Jungschützenkönig „zusammentrommeln“ und fragen, ob sie mitfahren wollen. Für andere Hobbies bleibt dem Veranstaltungstechniker vom NDR daher wenig Zeit. Im örtlichen Spielmannzug trommelt er, aber zum Squash- und Badmintonspielen kommt er nur noch selten. Trotzdem gefällt ihm das Leben auf dem Dorf. Die Menschen seien lockerer. „Die können auch mal Fünfe gerade sein lassen.“ Mit dem Schießen hat Thomas einfach irgendwann angefangen. „'86 bin ich glaub ich eingetreten. Und dann geht man da immer hin und übt Schießen, weil einem das Spaß macht. Und wenn das einem Spaß macht, dann macht man das und schießt.“ Allerdings dürfe man das Sportschießen nicht mit der Jagd verwechseln. „Jäger bin ich nicht!“, stellt er klar.

Ein Schützenkönig muss aufgeschlossen sein. „Immer allein in der Ecke stehen sollte er nicht.“, erklärt Thomas. „Das wäre ja öde.“ Trinkfest? „Es wird viel Bier getrunken, und auch mal Korn.“, meint er. „Aber man kann ja immer auch Wasser trinken. Zwingen tut einen da niemand.“ Schützenvereine würden zwar oft als Saufvereine abgestempelt, aber das sei eher bei den Jungschützenkönigen so.

Thomas hat zwei Gewehre. Ein Luftgewehr und ein KK – Klein Kaliber. Die stehen im Keller in einem Sicherheitsschrank. Gegen Aggressionen rumgeballert hat er noch nicht. „Das macht niemand im Schützenverein“, behauptet er. Wenn Thomas nicht trommelt oder schießt, dann hört er gerne Musik. Keine Marschmusik wie im Spielmannszug, „Das kann man sich auch nicht jeden Tag anhören.“, meint er. „Ich bin eigentlich eher in die Poprichtung, ruhige Poprichtung. Phil Collins und solche Scherze.“

Schützenkönig ist man in Steinkirchen eigentlich nur einmal in seinem Leben. Nach seiner Amtszeit wird Thomas für 15 Jahre gesperrt. Danach will er nicht noch einmal antreten. Beim nächsten Schützenfest kommen ihn seine Kollegen vom NDR besuchen, um sich ein Bild vom Dorfleben zu machen. Schützenkönig können sie aber nicht werden. Selbst wenn sie am selben Tag in den Schützenverein einträten, auf die Königsscheibe dürften sie nicht schießen. Ein König hat schließlich Verantwortung.

TEXT: Annina Loets - a.loets@freihafen.org

FOTO: Jonas Fischer - j.fischer@freihafen.org

Von der Straße zurück ins Leben

„Hinz&Kunzt“-Verkäufer gehören zu Hamburg wie Schietwetter und Labskaus. Romantisch zu verklären sind sie deshalb aber nicht: Ihr Alltag ist hart, die Hoffnung sich wieder hoch zu kämpfen gering. Kleine Könige, findet FREIHAFEN-Autor Claudius Schulze.

Jahrelang, bei jedem Wetter stand er da, vor Minimal – der jetzt REWE heißt. Er, das ist Harti, mein „Hinz&Kunzt“-Verkäufer. Seine Geschichte ist wie die vieler anderer Obdachloser: Er verliert seine Arbeit, wenig später trennt sich seine Frau von ihm.

„Als sie mich vor die Tür setzte bin ich bei Freunden untergekommen“, erzählt er. Doch lange ist das nicht möglich.

Er muss raus, hat kein Geld für eine Wohnung. Schon bald findet er sich auf der Straße wieder, wohnt auf der „Platte“.

Ganz unten, das kennen sie alle, die „Hinz&Kunzt“-Verkäufer. Haben Freunde verloren, Krankheiten überwunden, Einsamkeit erfahren. Das Leben auf der Straße ist hart, doch aufgeben wollen sie nicht, wollen sich wieder hoch kämpfen. Arbeit, Wohnung, Familie – zumindest ein klein bisschen bürgerlicher Frieden.

„Hinz&Kunzt“-Verkäufer sein, das heißt auch noch die Kraft zu haben, sich auch an den letzten, an den dünnsten Strohalm zu klammern. Etwa zwei Drittel der Obdachlosen gelten als

alkohol- und drogenabhängig. „Hinz&Kunzt“ ist oft der letzte Ausweg, der letzte Pfad zurück von der Straße in ein halbwegs geordnetes Leben. Doch Energie ist nötig: Die Obdachlosen bekommen kein Almosen. Für den kargen Lohn müssen sie Arbeiten. Das Prinzip: für 75 Cent kaufen die Zeitungsjungen jedes Exemplar, für 1,60 Euro verkaufen sie die

Zeitung an Passanten weiter.

Doch nicht nur um Geld geht es bei dem Straßenzeitungsprojekt. Es ermöglicht den Verkäufern mit Menschen ins Gespräch zu kommen, die anders sind, als sie selbst. Anders, weil sie in einer „gesicherten Existenz“ leben. „Es wundert mich, wie viele Menschen auf mich zukommen und Sachen sagen wie: „Du bist jung, du schaffst es dein Leben in den Griff zu bekommen.“ Das sind schon schöne Sätze, die Mut machen“, schildert etwa Verkäuferin Yvonne, gerade einmal 19 Jahre alt.

„Hinz&Kunzt“-Verkäufer sind Helden des Alltags. Menschen, die sich nicht aufgeben, die

sich wieder Stück für Stück nach oben kämpfen wollen. Harti hat es geschafft. Er hat eine Wohnung hier in der Nachbarschaft gefunden, auch einen Job. „Meine Wohnung ist nicht groß, aber es ist eine eigene Wohnung. Was will ich mehr?“ fragt er. „Hinz&Kunzt“ verkauft er heute nicht mehr. Doch ohne den Zuspruch, den er als Verkäufer bekam, und ohne das Geld, das er verdiente, hätte er es nicht von der Platte weggeschafft.

TEXT: Claudius Schulze - c.schulze@freihafen.org

Für 75 Cent kaufen sie jedes Exemplar, für 1,60 Euro verkaufen sie die Zeitung an Passanten weiter.

Hinz&Kunzt

Das Straßenmagazin „Hinz&Kunzt“ wird seit November 1993 von Hamburger Obdachlosen verkauft. Mit seiner Mischung aus sozialkritischen Geschichten und unterhaltsamen Texten hat sich das Heft fest in der Medienwelt der Stadt etabliert: Rund 90 % der Hamburger kennen „Hinz&Kunzt“.

Mehr Infos unter www.hinzundkunzt.de.

Der kleine König unter den Filmen

Wenn du die Chance hättest, Erinnerungen, die dich schmerzen löschen zu lassen, würdest du es tun? Würdest du eine Beziehung, die traurig endet aus deinen Gedanken und Erinnerungen verschwinden lassen wollen?

Joel Barish ist am Boden zerstört, als er erfährt, dass seine Freundin Clementine ihn nach zwei Jahren Beziehung aus ihrem Gedächtnis löschen lassen hat. Einfach so. Er beschließt, es ihr gleich zu tun und beauftragt die Praxis „Lacuna“ seine Erinnerungen verschwinden zu lassen. Während er im Bett liegt, erlebt er durch den Löschorgan die Zeit mit Clementine noch einmal, nur rückwärts. Nach den Streits und unglücklichen Momenten erinnert er sich an die guten Zeiten mit ihr und bereut es, vergessen zu wollen. Er versucht aus dem Verfahren auszubrechen und seine Freundin für sich zu retten.

Eine Geschichte, die im Kopf der Hauptfigur stattfindet? Kann das funktionieren? Erstaunlicherweise ja. Joels Kampf um seine Erinnerungen ist spannend und je mehr man von den wunderbar exzentrischen Hauptfiguren und ihrer Liebe erfährt, desto wichtiger wird es, die

Erinnerungen zu retten. Jedes Mal fiebere ich von Neuem mit, wenn er sich mit ihr in anderen Teilen seines Gehirns versteckt und verzweifelt versucht aufzuwachen.

Der Regisseur, Michel Gondry, verleiht seinem Film „vergiss mal nicht“ mit viel Liebe zum Detail, überraschenden Übergängen und einer wunderbaren Musik einen Stil, der dem Träumen am Nächsten kommt. Es entsteht eine herrliche Verwirrung dadurch, dass er mit Zeitebenen jongliert und auch seine Hauptfiguren im Unsicheren lässt, was passiert. Ein wunderbares „Was-wäre-wenn-Drama“. Du solltest dich nicht beirren lassen, wenn du liest, dass der sonst so gruselige Quatschmacher Jim Carrey die Hauptrolle spielt. Hier ist er der introvertierte Melancholiker, den du schnell ins Herz schließt. Die andere Hauptrolle hat die brillante Kate Winslet. Ihre Darstellung der impulsiven Clementine macht Joels Liebe für sie vollkommen nachvollziehbar.

Am Ende stellen wir fest: Liebe lohnt den ganzen Schmerz. Wenn das mal nicht ein Grund ist, sich den Film anzugucken.

TEXT: Linn Hart - l.hart@freihafen.org



Linn Hart schreibt in FREIHAFEN über wirklich sehenswerte Filme

Von Ötzi zur Queen

Dinieren mit den Königen, tanzen mit den Sternchen – das Leben als Society-Redakteurin muss schön sein. Immer? In FREIHAFEN spricht Stefanie Richter von der GALA über Dresscodes, Elite-Unis und Paris Hilton.



Stefanie Richter erklärt ihren Alltag im Boulevardjournalismus

Ihre Eltern lesen den SPIEGEL und die ZEIT, Frauenzeitschriften hat ihre Mutter nie beachtet. Viele ihrer Freunde rümpfen beim Thema Boulevardjournalismus die Nase. „Die GALA ist Unterhaltung, aber kein ausgedachter Trash“, entgegnet Stefanie Richter daraufhin. Eigentlich wollte sie nach ihrer Promotion in Philosophie in die Wissenschaft, inzwischen ist die 33-jährige seit viereinhalb Jahren bei der GALA und berichtet regelmäßig über die Reichen und Schönen, die Stars und Sternchen. Ihr erstes großes Interview hatte sie mit DJ Ötzi. Inzwischen ist sie Expertin in Sachen Königshäuser.

In wie weit ist Boulevardjournalismus seriös? Meiner Meinung nach ist er dann seriös, wenn die Dinge, die man schreibt, wahr sind. Dabei ist uns wichtig, die Privatsphäre nicht zu verletzen. In der Politik ist das anders, da haben die Bürger ein Recht darauf zu erfahren, was passiert. Man kann aber nicht sagen „Ich hab ein Recht zu erfahren, ob Brad Pitt schon was mit Angelina Jolie hatte, als er noch mit Jennifer Aniston verheiratet war.“

Wie bist du dazu gekommen?

Mir ist beim Schreiben von Romanrezensionen oder anderen Kulturtexten aufgefallen, dass mich da immer auch die Autoren oder Regisseure als Menschen interessiert haben. Und ich habe ein ziemlich gutes Gedächtnis für solche Dinge wie wer gerade mit wem was hat. Viele andere Dinge kann ich mir längst nicht so gut merken. Und da dachte ich mir, vielleicht habe ich dafür ein besonderes Gespür.

Was hat dich so an den Königsfamilien gereizt?

Das war ein Gebiet, ähnlich wie bei der Ötzi Homestory, was keiner machen wollte. Als ich mein Volontariat beendet hatte, wurde ich gefragt, ob ich nicht Lust dazu hätte. Ich hatte mir da vorher gar nicht viele Gedanken darüber gemacht. Das englische Königshaus fand ich schon immer ganz spannend, aber die anderen kannte ich vorher teilweise gar nicht.

Den Knicks musste sie erst einmal üben.

Wie verhältst du dich den Königlichen gegenüber, im Gegensatz zu DJ Ötzi?

Erstmal versuche ich natürlich jedem Respekt entgegenzubringen und höflich zu sein. Ich finde, es ist grundsätzlich immer sehr wichtig, dass man sich vorher schon Gedanken darüber macht, wen man trifft. Das fängt bei der Kleidung an. Ich hatte mal ein Interview mit Königin Silvia von Schweden und da habe ich mich natürlich schon vorher informiert, was man am besten trägt: Muss ich einen Rock anziehen oder reicht ein Anzug? Dann ist die korrekte Anrede ganz wichtig: Sag ich „Eure königliche Hoheit“ oder „Majestät“? Kann ich einfach mit ausgestreckter Hand auf die zustürmen oder warte ich, bis sie mir die Hand entgegenstreckt? Aber, auch wenn ich persönlich DJ Ötzi jetzt nicht sonderlich toll finde, habe ich schon das Gefühl, dass ich auch ihm mit einem gewissen Respekt begegnet bin. Wäre ich total überkandidelt zu ihm gekommen, hätte er sich vielleicht unwohl gefühlt. Man sollte also schon versuchen, sich jeweils auf die entsprechende Ebene zu begeben.

Wie bereitest du dich noch auf die jeweiligen Interviews vor?

Für das Treffen mit der englischen Königin hab ich mich vorher bei einem Kollegen erkundigt, ob ich einen Knicks machen muss und wie das überhaupt geht. Der sagte mir dann, ich müsse überhaupt nichts, ich sei ja nicht ihre Untertanin und insofern zu gar nichts verpflichtet. Aber wenn ich ihr eine Freude machen und höflich sein wolle, könnte ich einen Knicks andeuten. Das habe ich dann erst einmal geübt.

Und hast du dich irgendwann schon mal total fehl verhalten?

Nein, ich glaube nicht. Also, ich kann mich da an nichts erinnern.

Wie würdest du die Adelligen beschreiben?

Ich bin jetzt nicht wahnsinnig ehrfürchtig vor Königlichen und habe nicht das Gefühl „Oh, das sind die besseren Menschen“ oder „Die stehen über uns.“ Es gibt unter den Königlichen durchaus Leute, die Tolles leisten, wie zum Beispiel Königin Silvia, die sich mit ihrer Stiftung für notleidende Kinder und sexuell missbrauchte Mädchen einsetzt. Allgemein gibt es da aber schon große Unterschiede. Die Skandinavier legen sehr viel Wert

„Außer ‚I like it‘ und ‚It’s fun‘ hatte Paris Hilton nichts zu sagen.“

darauf möglichst normal zu sein: Sie schicken ihre Kinder in öffentliche Schulen und auf öffentliche Unis. In England hingegen erwarten die Briten glaube ich, dass die Königin über den normalen Leuten steht. Da gehen William und Harry natürlich auf das Eliteinternat Eton und nicht auf die normale Schule um die Ecke. Aber ich denke, dass die Monarchien grundsätzlich nur dann überleben können, wenn sie sich der Zeit anpassen und nicht mehr so ganz elitär sind.

Was war dein schönstes Erlebnis?

Das Treffen mit der Queen und dass ich ihre Hand schütteln durfte, war schon etwas ganz Besonderes. Im echten Leben war sie auch ganz anders, als ich erwartet hatte. Viele denken, sie sei ganz streng und unnachgiebig, aber als ich neben ihr stand, hatte ich das Gefühl, dass sie eine ganz warme Frau ist. Und ich kann mir gut vorstellen, dass sie eine ganz reizende Großmutter ist. Das hat mich schon irgendwie berührt.

Und andere Momente, die du nie vergessen wirst?

Das Interview mit Königin Silvia im Stockholmer Schloss. Alles war ganz herrschaftlich mit Säulen in den Gängen und überall Sicherheitsleute. Wir sind durch die verschiedenen Vorzimmer mit Vorzimmerdamen gegangen, bis wir dann endlich in ihrem Arbeitszimmer waren. Das war von allen Zimmern das kleinste, dunkelste und unspektakulärste. Die Fenster waren weiter oben, wie in einem Souterrain. Einmal ist sie extra hochgekllettert, um uns etwas zu zeigen. Also, ich finde das sehr sympathisch.

Welchen Promi findest du so richtig unsympathisch?

Als ich bei dem Staatsbankett mit Elizabeth II. war, waren da auch Caroline von Monaco und ihr Mann Prinz Ernst August. Und irgendwie ist es ja nichts besonders, wenn man den trifft und ein bisschen Angst hat nach allem, was man über ihn gehört hat. Ich habe mich ihm auch nicht allzu sehr genähert, ihn aber beobachtet. Daraufhin hatte ich auch keine Lust mehr, mit ihm zu sprechen. Der wirkte auf mich ziemlich betrunken und aggressiv und hat sich der Königin gegenüber benommen, dass ich mir nur dachte „Ups, das würde ich mir ja nie erlauben“. Von wegen „Hööö, das hier ist mein Kumpel sowieso und den möchte ich dir gerne vorstellen.“ Die sind zwar auch um viele Ecken miteinander verwandt, trotzdem glaube ich nicht, dass man sich so der Königin gegenüber verhält.

Wen würdest du außerhalb der Königshäuser gerne treffen?

Letztens habe ich Paris Hilton interviewt, das war nicht so toll und das muss nicht noch mal sein. Außer „I like it“ und „It's fun“ hat sie nichts zu sagen. Ansonsten – vielleicht Johnny Depp. Aber mich interessieren auch Politikerinnen. Hillary Clinton wäre toll.



„Mir ist beim Schreiben aufgefallen, dass mich immer mehr die Menschen interessiert haben.“

Nach viereinhalb Jahren: Findest du die Königshäuser immer noch interessant?

Die Königlichen finde ich gut und es macht mir auch immer noch Spaß, mich damit zu beschäftigen. Vor allem ist es irgendwie etwas Verlässlicheres als bei den Hollywoodstars. Da sind die Skandale nicht ganz so groß und man muss sich

viel weniger Gedanken machen, ob das jetzt nur wieder ein PR-Gag ist. Ich habe so das Gefühl, das bewegt sich alles in einem etwas unauffälligeren Rahmen, das gefällt mir ganz gut.

TEXT: Jenny Wolf - j.wolf@freihafen.org

FOTOS: Felix Pensky - f.pensky@freihafen.org

Chinas kleine Kaiser

Ob Spielzeug, Essen oder Aufmerksamkeit – Chinas heranwachsende Generation musste nicht teilen. Denn was in Deutschland die Rentenversicherung bedroht, ist in China seit den 80er Jahren Gesetz: Das Einzelkind.

In schwarzen Schriftzeichen prangte die Botschaft auf unzähligen Propaganda-Plakaten der 50er Jahre: „Geburtenkontrolle für die Revolution“, „Heirate spät für die Revolution“ oder „Geburtenkontrolle ist gut“. Weil China nach dem Zweiten Weltkrieg eine regelrechte Bevölkerungsexplosion erlebte, fürchtete die kommunistische Zentralregierung die rasante Verjüngung der Gesellschaft. Durch Propagandakampagnen versuchte sie die Bevölkerung auf Geburtenkontrolle einzustimmen. Was in Deutschland durch den demographischen Wandel unvorstellbar geworden ist, wurde in China Anfang der 80er Jahre sogar Gesetz: Die Ein-Kind-Politik. Ihr entsprang eine Generation von Einzelkindern, die sich vor gewaltigen Herausforderungen sieht.

Weil viele Paare nur ein Kind bekommen durften, rückte das Einzelkind in den Mittelpunkt der gesamten Familie. Vater, Mutter, Oma, Opa – sie alle widmen sich heute dem Wohl des Kindes in der Hoffnung, dass aus ihm etwas werden möge. Oft artet die familiäre Sorge in regelrechter Anbetung des Sprösslings aus: Gerade die Einzelkinder der Städter werden mit Essen verwöhnt, Spielzeugen verhätschelt und oft wie kleine Kaiser behandelt.

Doch auf jedem kleinen Kaiser lastet eine ungeheurer Druck. Verlässt das Kind erst einmal den häuslichen Palast, so ist es als einziger Nachkomme enormen Erwartungen ausgesetzt. Bereits im Kindergarten stellen die Familien daher oft die ersten Weichen für die zukünftige Karriere. In der Grundschule beginnt dann der harte Konkurrenzkampf um Leistungen, der am Gymnasium mit den Abschlussprüfungen seinen Höhepunkt erreicht. In der 1. Klasse wird von Morgens bis Abends gelernt, denn die Schulen sieben gnadenlos aus. Und am Ende der Schullaufbahn entscheiden die landeswei-

ten Abschlussprüfungen, wer die Eliteuniversitäten in Peking oder Shanghai besuchen darf und wer nicht. Nicht umsonst werden die Prüfungstage im Juni die „zwei schwarzen Tage“ genannt. Oft gibt es Wochen zuvor schon einen durchdachten Ernährungsplan – denn nichts soll dem Zufall überlassen werden. Die Eltern eskortieren die rund sieben Millionen kleinen Kaiser zur Schule, Taxifahrer befördern sie häufig zum Nulltarif. Vor den Gymnasien darf nicht gehupt werden.

Oft werden ganze Straßenabschnitte während der Prüfungszeit gesperrt. Baustellen in Schulinähe müssen ihre Arbeit einstellen, Polizisten stellen sicher, dass die Schüler ungestört ihre Prüfungen ablegen können.

In einer Gesellschaft, in der der Einzelne im Meer der Masse untergeht, kann er nur durch Leistungen aus der Menge herausstechen, so wächst der Druck. Ein Problem, das verstärkt wird durch die Tatsache, dass auf sieben Millionen Prüflinge nur halb so viele Studienplätze kommen. Über den Numerus Clausus hierzulande können die meisten Chinesen deshalb nur müde lächeln, denn die Prozentzahlen für deren Eliteuniversitäten sinken in den Promillebereich. In den „schwarzen Tagen“ kommt es daher sogar zu Selbstmordfällen.

Doch nicht nur der Karrieredruck lastet auf den kleinen Kaisern: Demographen erwähnen oft das „Missing Women“ Phänomen. Seit den 90er Jahren verändert sich das Geschlechterverhältnis in der chinesischen Gesellschaft. So kamen 2006 auf

1.13 Männer bloß eine Frau. Nicht jeder Kaiser wird also seinen Gegenpart finden. Auch zeigt sich ein westlicher Trend: Durch die stetige Halbierung der Generationen und die zunehmende Verbesserung des Gesundheitssystems

verändert sich die typische Bevölkerungspyramide in einen „Dönerspieß“. Die immer älter werdenden kleinen Kaiser werden daher langfristig, wie andere Industrie-Nationen, mit der Renten- und Gesundheitsversorgung zu kämpfen haben.

Heute gilt die Ein-Kind-Politik mit vielen Ausnahmen, die für Außenstehende oft undurchschaubar und absurd erscheinen. So gilt seit

Wochen vor der Abschlussprüfung bekommen die Jugendlichen einen durchdachten Ernährungsplan.

den 90er Jahren, dass man in den Städten nur ein Kind haben darf und auf dem Land zwei, insbesondere, wenn das erste ein Mädchen war. Ferner darf man ein zweites Kind haben, wenn „(1) ein Elternteil allein die Familienlinie seit zwei Generationen fortführt (2) der Ehemann der einzige von mehreren Brüdern ist, der die Fähigkeit besitzt sich fortzupflanzen (3) die Frau ein Einzelkind ist und der Mann bei ihrer Familie wohnt (4) beide Partner Einzelkinder sind (5) einer der Ehemänner ein verheirateter Veteran ist (6) die Ehefrau mit einem zurückgekehrten Auslandschinesen verheiratet ist oder (7) es sich um einen Haushalt in einem Berg- oder Fischereibetrieb mit wirtschaftlich erschwerten Bedingungen handelt.“ Angesichts solch bürokratischen Auswüchse bleibt die Frage, welche Rolle der Nachwuchs in der modernen Welt der Zahlen und Wahrscheinlichkeiten einnehmen soll.

In Deutschland läuft die Kampagne jedenfalls andersherum. Adenauers „Kinder kriegen die Leute immer“ musste dem parteiübergreifenden Schlachtruf „Deutschland braucht mehr Kinder“ weichen. Vielleicht sorgt aber auch in China der demographische Dönerspieß dafür, dass bald auch die kleinen Kaiser wieder Geschwister kriegen dürfen.

TEXT: Guo Xu - g.xu@freihafen.org



Foto: The Image Works / VISUM

Spielzeug, Essen, Eigenheim — Chinas Kinder wachsen auf wie kleine Kaiser.

Napoleon-Syndrom

Napoleon, Hitler, Kim Jong Il – diese Diktatoren verbindet nicht allein ihre Skrupellosigkeit. Jeder von ihnen misst weniger als 1,70m. Liegt der Schlüssel der diktatorischen Grausamkeit in den fehlenden Zentimetern?

Manchmal kann ich Napoleon verstehen: Es ist einer dieser verdreckten Freitagnachmittage. Mit einem Sixpack unterm Arm stehe ich an der Supermarktkasse. Mir gegenüber hockt eine fette, gelbzahnige Raucherlunge. In ihren Mundwinkeln hat sich zähflüssiger Speichel angesammelt. Begriffsstutzig glotzt sie mich an. Als ich mein Bier auf das Band stelle, nuschelt sie kalt-schnäuzig: „Kann ich mal deinen Ausweis sehen?“ – „Kann ich bitte nicht deine gelben Zähne sehen?“, will ich schon zurückfeuern. Stattdessen denke ich an das Bier und klatsche säuerlich meinen Ausweis aufs Band. Es ist an solchen Freitagnachmittagen, an denen ich verstehe, warum Kleinsein böse macht. „Wäre ich nicht 1,62m klein, sondern sonnige 1,80, dann würde sie mich nicht für 15 halten“, schießt es mir durch den Kopf. Leider bin ich aber nun einmal unabänderlich klein. „Aber wenn ich Macht hätte...“, grollt eine düstere Stimme aus tieferen Gefilden meiner Seele. „Wenn ich mächtiger als alle anderen wäre, dann dürften sie nicht...“

So oder ähnlich dürfte Napoleon gedacht haben, als er, wie ein Gemälde es zeigt, von den Parisern ausgelacht wurde. Oder Adolf Hitler, als ihn das Publikum bei seinem ersten Putschversuch in München nicht so recht ernst nehmen wollte. Oder Kim Jong Il, der mit seinen 1,60m deutlich kleiner als sein Vater-Diktator Kim Il Sung ist. Zu allem Überfluss beanspruchte sein Vater auch noch den Ehrentitel „der große Führer“. Kim Jong Il hingegen nennt sich der „liebe Führer“. Erniedrigt, lächerlich, klein und entschlossen, es allen zu zeigen – so könnte der ganze Ärger mit den Tyrannen begonnen haben. Einer nach dem anderen wurden sie zu kaltblütigen Diktatoren. Niemand durfte mehr ihre Körpergröße belächeln. Und hätte jemand Napoleon nach seinem Ausweis gefragt, wenn er nach Wein verlangte, es wäre ihm schlecht ergangen. So verwundert es auch nicht, dass

So hatten Hitler und Napoleon beide nur ein Ei.

Hätte jemand Napoleon nach seinem Ausweis gefragt, es wäre ihm schlecht ergangen.

Angaben zu der Größe von Diktatoren kritische Details sind: Napoleons Körpergröße schwankt je nach Quelle um ganze 20 Zentimeter (zwischen 149 und 169 Zentimetern). Hitler habe sogar seinen Leibarzt umbringen lassen, um zu vertuschen, dass er nur 1,69m maß. So munkeln zumindest ein paar Geschichts-Nerds eines online-Forums. Danach sei er plötzlich 1,72m groß gewesen.

Natürlich ist das ganze höchst unwissenschaftlich. Schließlich gibt es auch andere Merkwürdigkeiten, die Diktatoren teilen. So hatten Hitler und Napoleon beide nur ein Ei. Auch ein Grund die Welt beherrschen zu wollen? Wohl kaum. Und dann natürlich die fiese Kindheit: Sowohl Stalin, als auch Mussolini und Hitler litten an ihren autoritären Vätern. Und Kim Jong Il wurde von seiner fiesen Stiefmutter gepeinigt, die, wie in Grimms Märchen, ihre eigenen Sprösslinge auf dem Balkon der Macht in Pjöngjang sehen wollte.

Festgesetzt hat sich die Idee der kleinen Dominanz dennoch: Auch heute wird häufig der Begriff „Napoleon-Syndrom“ gebraucht, um kleine bissige Menschen mit Minderwertigkeitskomplexen zu beschreiben. Was das jetzt alles mit der REWE-Kröte und meinem Ausweis zu tun hat? Hoffentlich nichts. Zwar merke ich hier und dort einen napoleonischen Jähzorn, mörderische Tendenzen blieben bis jetzt allerdings aus.

Andererseits habe ich auch keine fehlenden Eier, keine böse Stiefmutter oder einen Prügelvater. Wohl braucht es zum Diktator mehr Handicaps als kurze Beine. Zur Sicherheit werde ich mir allerdings ein T-Shirt drucken. Aufschrift: Respekt! Oder ich werde Diktatorin. Natürlich ist das Blödsinn. Kokolores. Und im Zweifelsfall hilft ja noch der Gedanke an ein Bier gegen Machtphantasien.

TEXT: Annina Loets - a.loets@freihafen.org

FOTO: Jonas Fischer - j.fischer@freihafen.org



Was ist königlich an dir?

Morgens der Spiegel, mittags der Prof, abends die Freundin – unser Leben wimmelt von Kritikern. Aber natürlich steckt viel mehr in uns. Was genau? FREIHAFEN fragte nach.



Eva, 23, Praktikantin bei Tide
„Mein Gespür für Technik.“

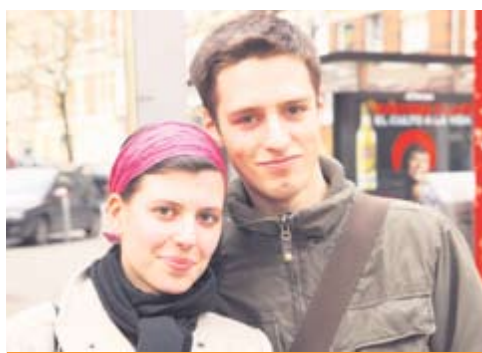


Memmed, 41, Goldschmied
„Meine Frau.“



Sumaee (links), 21, freiwilliges Soziales Jahr der Kultur
„Meine Größe.“

Sunthree (rechts), 21, Thaistik Studentin
„Mein Mops Sophie, der adelt mich.“



Sintia (links), 17, Abiturientin:
„Mein Selbstbewusstsein.“

Raphael (rechts), 18, Auszubildender zum Koch:
„Meine Kreativität.“



Max, 5, Kindergarten
„Meine goldenen Scherben aus meinem Waldkindergarten.“



Christoph, 22, Sinologie Student:
„Nichts, ich bin Demokrat.“

PROTOKOLL: Lea Zierott - l.zierott@freihafen.org
FOTOS: Tillman Höffken - t.hoeffken@freihafen.org

Wem die Stunde schlägt

Immer lauter werden die Stimmen, die aktive Sterbehilfe salonfähig machen wollen. In Hospizen versucht man unterdessen durch Pflege das Sterben zu erleichtern. Ein Beispiel: Das Hamburger Hospiz Leuchtfueher

Heute sind die Jalousien von Danielas Zimmer heruntergezogen. Dennoch findet die Sonne ein paar Nischen und wärmt den Raum. Daniela sitzt mit ihrem Mann Bernd an einem Tisch, der zwischen ihrem Bett und der großen Fensterfront steht. Ihr Gesicht ist schmerzverzerrt. Während eines Ausflugs hat sich ihr Morphiumpflaster gelöst. „Diese Schmerzen wünsche ich nicht einmal meinen ärgsten Feinden.“ sagt sie. Seit einem Jahr wohnt Daniela im Hamburger Hospiz Leuchtfueher. Sie ist Mitte dreißig und unheilbar krank. Krebs. Lange Strecken laufen kann sie nicht mehr, dafür sind die Schmerzen zu groß. Bernd hat sie im Hospiz geheiratet. Er besucht sie jeden Tag. Die erste Chemotherapie hat nicht angeschlagen.

Irgendwann stellte sich die Frage: Will ich retten oder will ich pflegen?

Gerade hat sie eine weitere angefangen. Die Ärzte geben ihr wenig Hoffnung. Doch die Hoffnung ist das Einzige, an das sie sich noch klammern kann. „Solange es noch ein Fünkchen Hoffnung gibt werde ich alles tun, damit ich weiterleben darf.“, sagt sie.

Für das Hospiz Leuchtfueher hat sich Daniela bewusst entschieden – wegen der Nähe zum Leben. Überall im Haus stehen Blumen auf den Tischen. Die Wände sind in einem freundlichem Gelbton gehalten. Es gibt einen Wintergarten und ein Wohnzimmer mit Fernseher. In einem Entspannungsraum steht eine Badewanne. „Da könnten sich die Bewohner mit einem Glas Sekt und einer Zigarette reinfallen lassen“, erzählt Schwester Iris. Vor der Einrichtung liegt eine Wiese mit Bäumen. Die Schwestern gehen hier oft mit den Bewohnern spazieren. Bei schönem Wetter sitzen sie häufig auf einer der Bänke und unterhalten sich. „Nur weil man bald sterben muss, ist man noch lange nicht tot!“, sagt Daniela. Sie ist eine der wenigen Bewohner im Hospiz, die auch noch Ausflüge ins Kino, in die Sauna oder in eine Bar unternehmen. Schwester Iris holt unterdessen neues Morphium. Die dunkelblonde Krankenpflegerin lächelt freundlich. Sie ist eine von 12 Krankenschwestern, die sich um die todkranken Bewohner kümmern. „Am wichtigsten für mich ist es, dass ich etwas von meiner Lebensfreude an die Bewohner weitergeben kann.“, erzählt sie. Bereits seit zwei Jahren arbeitet die 28-jährige hier. „Ich fand das Sterben schon immer spannend. Bevor ich hier angefangen habe, arbeitete ich auf der Intensivstation. Irgendwann stellte sich dann für mich die Frage: Will ich eigentlich pflegen oder will ich retten? Das Pflegen gibt eine herkömmliche Klinik nicht her und ich überlegte mir, wo man denn überhaupt noch pflegen kann. So kam der Wunsch in einem Hospiz arbeiten zu wollen und Leuchtfueher war dabei ein Volltreffer.“ sagt Iris. „Meiner Meinung nach ist Leuchtfueher das innovativste Haus. Es ist hier mitten am Puls der Zeit. Direkt neben uns gibt es einen SM-Verlag und daneben wiederum einen Kindergarten. Das Haus liegt nur wenige Meter vom Kiez entfernt. Ich finde, das passt ganz gut zum Sterben.“, fügt sie hinzu.

Leuchtfueher gibt es seit 1998. Jährlich werden hier ungefähr 100 sterbenskranke, überwiegend an Krebs leidende, Menschen betreut. Geheilt wird hier niemand mehr. Es werden lediglich Schmerzen gelindert. Es gibt auch keine Ärzte in dieser Einrichtung, es sei denn einer der Bewohner wünscht eine



parallele Behandlung von einem Arzt. Aufgabe der Schwestern ist es, den Todkranken die Möglichkeit zu geben, sich in Würde von Ihrem Leben verabschieden zu können. Neben dem festangestellten Pflegepersonal gibt es ein weit verzweigtes Freiwilligenetz. Die meisten Freiwilligen sind Angehörige ehemals Verstorbener, die diese Einrichtung auch weiterhin unterstützen wollen. Sie sitzen an der Information, organisieren Mahlzeiten und essen mit den Bewohnern.

Im hellen Eingangsbereich des Gebäudes steht eine große weiße Kerze. Daneben liegen eine Wachskarte und ein Buch. Wenn jemand gestorben ist, wird die Kerze angezündet. Sie brennt ungefähr 24 Stunden. Der Name des Verstorbenen wird in die Wachskarte eingraviert, damit die anderen Bewohner wissen, um wen sie trauern. In das Buch wird der Name und das Sterbedatum eingetragen. Jeder der etwas dazuschreiben möchte, hat dazu die Möglichkeit. Nachdem die Kerze erloschen ist, wird der Name in der Wachskarte wieder eingeschmolzen. Symbolisch sind so alle Bewohner nach dem Tod wieder beisammen.

Später sitzt Daniela mit Bernd auf einer der Bänke im Garten. Es ist noch warm. Ein leichter Wind wiegt die Blätter. Daniela geht es wieder besser. Das Morphium beginnt zu wirken.

TEXT: Anne Kühnel - a.kuehnel@freihafen.org

FOTOS: Tilman Höffken - t.hoeffken@freihafen.org

Helfen?

Das Team von Hamburg Leuchtfueher sucht Deine ehrenamtliche Verstärkung!
Interessiert? Melde Dich unter 040-387 380 oder info@hamburg-leuchtfueher.de.
Weitere Infos: www.hamburg-leuchtfueher.de



Können wir mit euch nach Hause kommen?



Jens (links) und Andreas besitzen eine Plattenfirma.

Ob in der U-Bahn, einem Schanzencafé oder in der Mönckebergstraße – täglich teilen wir Hamburg mit Tausenden von Unbekannten. Wie deren Leben verläuft, wo sie wohnen und womit sie ihren Kühlschrank füllen? FREIHAFEN findet es heraus.

Die eine Wand ist voll mit dem CD- und Schallplattenregal, die anderen drei sind kahl. Andreas hat nur das nötigste in seinem Chief Executive Office, das gleichzeitig sein Kinderzimmer ist. Er hat: eine Anlage, einen Computer, zwei tiefe braune Sessel und einen Beistelltisch zur Vertragsunterzeichnung. Oder zum Aschenbecher draufstellen. „Verträge haben wir bis jetzt mit unseren Bands noch gar nicht gemacht“, sagt Andreas.

Andreas, der seine Zweier-WG am Schlump mit Jasmin teilt, und Jens, der grade zu Besuch ist, besitzen eine Plattenfirma. Das heißt, eine Firma ist es eigentlich nicht wirklich: „Es ist eher ein teures Hobby.“ Das hat er dem Mann beim Finanzamt auch gesagt, als er sich erkundigen war, ob Unternehmen ohne Gewinnabsichten eigentlich Steuern bezahlen müssen. Aber Andreas hat auch ganz normale Hobbies. Fußball zum Beispiel. Außerdem mag er die Drei Fragezeichen. Und manchmal guckt er gerne schlechte Filme. Die Plattenfirma von Andreas und Jens heißt Miyagi, wie der Lehrmeister bei „Karate Kid“.

Wir sitzen in Andreas Küche vor einer Fototapete mit Südseemotiv. Jens kramt Bier aus dem Rucksack. Andreas backt Pfannkuchen mit geschmolze-

nen Schokoriegeln. Jasmin sucht Filterzigaretten. In der Küche steht ein hübscher alter Schrank, der sehr gut zu den Küchenfliesen passt, aber Andreas wiegelt ab: „Wenn du genau hinguckst ist hier auch ziemlich viel von Ikea.“ Dann erklärt er, wie das geht, eine Plattenfirma machen und so. Schon auf der Abi-Party habe er mit seinen Platten die Tanzfläche leergespielt, erzählt Andreas. Später machte er zum Spaß ein eigenes Musikmagazin im Internet und lernte dabei Jens kennen. Jens arbeitete nach dem Bio-Studium beim Molotow und lernte Culm kennen. Culm ist eine Band, die „Post-Core“, „Postpunk-Wavecure“ oder „vertrackt

hektischen Sound, ohne aber das Gespür für das tanzbare Geradlinige zu verlieren“ spielt, jedenfalls schreiben das verschiedene Musikjour-

nalisten so. Andreas und Jens mochten Culm und haben sich entschieden, der Band etwas von ihrem Ersparnen zu geben, um ihre Musik auf Schallplatte zu pressen. Weil heutzutage kaum noch jemand Schallplatten hört, legen sie jeder Platte das Culm-Album gleich noch auf CD bei. Und damit sich das auch jeder leisten kann, verkaufen sie beides zusammen für zehn Euro. Jetzt warten sie darauf, berühmt zu werden. „Die BRAVO hat sich

bei uns jedenfalls noch nicht gemeldet“, sagt Jens. „Haha, die BRAVO!“, sagen wir und machen noch ein Bier auf. Im Badezimmer liegt neben dem Klo auf der Fensterbank ein 1000-seitiges Verzeichnis von Hardcore-Platten. Gegenüber hängen brav gerahmte Hundertwasser-Postkarten. Das nennt man dann wohl Post-Core.

Bevor wir gehen, spielen Andreas und Jens noch eine Platte vor. Es klingt nach Post-Core, Postpunk-Wavecure oder vertrackt hektischem Sound, ohne aber das Gespür für das tanzbare Geradlinige zu verlieren. Man sollte öfter mal Plattenfirmen machen. Das ist vielleicht ein teures Hobby, aber ein ziemlich gutes.

TEXT: Oskar Piegsa - o.piegsa@freihafen.org

FOTO: Jonas Fischer - j.fischer@freihafen.org

Mehr zu den beiden

Miyagi Records ist online unter www.myspace.com/miyagirecords und www.ilovemiyagi.de. Wo man die Culm-Platte kriegen kann, schaut man am besten dort nach. Jens schreibt außerdem für www.blueprint-fanzine.de.

Wir. hier. jetzt.

Slim Silbereisen

Als ich noch lil'Rob war, wollte meine Mutter mal mit uns nach Bayern ziehn. Richtig, da wo die ganzen Tiroler abchillen. Kranker Scheiß, da laufen Kühe rum und die Bayern, anstatt zu Rappen jodeln die Beatbox Alpenhorn. Jetzt denkt ihr, ich hab nichts Geileres zu erzählen. Und das die Bayern und ihr Servus noch öder sind als Oles Seitenscheitel. No way. Das ist in Hamburg echt ein Thema, wo auch jetzt der Alpenexpress auf dem DOM zugemacht hat und alle immer Astra trinken. Geht Bayern verloren? Nix da. Es gibt einen, der macht was dagegen: Florian Silbereisen. Da steh ich bei Rudi an der Theke, Rudi ist nett und das Bier ist cheap and nasty für 1,50 zu haben. Auf jeden Fall läuft halt auch der Fernseher und da kotzt mir am Samstag dieser Florian Silbereisen sein Servus ins Gesicht. Und dann kommt die ganze Hitparade und die alten Mütter klatschen im Takt. Na und da musste ich na klar daran denken, wie meine Mutter mit uns nach Bayern wollte. Hab mich gefragt, ob ich dann Lederhosen tragen würde und bei jeder Gelegenheit „da legts di nieder“ flashen würde. Na und da hab ich mal nachgeguckt, Research, und hab rausgefunden, das es auch in Bayern Rapper gibt. Jugendliche die „Gstanzl“ performen, irgendso einen Mix aus „ja mia somma hoit Baiern“ und „smack my bitch up“. Da legts di wirklich nieder. Und das zeigt nur, das der Flo Silbereisen, am falschen Ort war. Der hat den Jugendgangsta-Shit in Bayern verpasst und stattdessen den Kastelruder Mistspatzen nachgeeffert. Dabei würde man ihn sich als Florinem Slim Silbereisen echt gut vorstellen können. Dann würde das bei ihm auch mit den Mädchen klappen und er müsste nicht nur so Zahnersatz küssen. Und wenn ich jetzt bei Rudi billig Bier trinke, dann sehe ich den und weiß, warum das mit den Bayern nix mehr wird. Also ARD, Gstanzl zeigen und die Jugend an Bord holen: Dann zahlen die auch alle wieder GEZ-Gebühren.

Mehr kranken Scheiß von Rob gibts im nächsten Heft. Bleibt in Hamburg, weil das besser ist.

Robert Frischer, 19, arbeitet auf dem DOM und schreibt jeden Monat für FREIHAFEN

Wie sind wir? FREIHAFENs Fragebogen fragt vierunddreißig Fragen. Diesen Monat antwortet: Alexandra Dinges-Dierig, 53, Senatorin für Bildung und Sport

Leben & Wohnen

Hamburg ist...
wunderschön bei Sonnenschein
Dein Lieblingsplatz in Hamburg:
Bei mir in Alsterdorf am Alsterlauf
Wie oft wechselst Du Deine Zahnbürste?
Oft genug
Was magst Du lieber: große Ketten oder kleine Läden?
Kleine, schöne Läden mit großem Angebot
Wo kaufst Du häufiger?
Siehe oben
Was ist das beste an Deinen Eltern?
Ihre Liebe
Was fällt Dir ein, wenn Du an Freunde denkst:
Ihre Zuverlässigkeit
Mit 500 Euro pro Halbjahr kann man:
Einige mal Essen gehen

Können & Schaffen

Wie viele Teile hatte das größte Puzzle, das Du bisher erfolgreich zusammengesetzt hast?
Habe ich vergessen
Wann war das?
Vor ein paar Monaten mit meiner Enkelin
Was kannst Du am besten?
Analysieren
Was kannst Du nicht?
Gedichte schreiben, die mir gefallen
Wovor hast Du keine Angst?
Vor Männern
Wofür lohnt es sich zu kämpfen?
Freiheit
Weit überschätzt wird...
In den Medien das Tempo, mit dem unser Bildungssystem verbessert werden kann Tanker umzusteuern dauert



Berauschen & Lachen

Wann hast Du zuletzt gekotzt?
Habe ich verdrängt, genau wie die Ursache: schlechtes Essen
Was berauscht Dich?
Erfolg
Was bringt Dich zum Weinen?
Starrsinn
Was bringt Dich zum Lachen?
Gutes Kabarett
Bist Du verliebt?
...und verheiratet
Wenn ja: Woher weißt Du das?
Wenn wir zusammen lachen

Sehen & Hören

Wen willst Du niemals singen hören?
Mich
Wen willst Du niemals modeln sehen?
Mich
Welches Buch wolltest Du immer schon mal lesen, hast es aber nicht gemacht?
...
Was ist Dein größter Zeitfresser?
Dicke Akten
Was ist Dein bester Zeitfresser?
Gut aufbereitete Akten
Kunst ist...
Inspiration, wenn sie gut ist

Denken & Hoffen

Ist es OK, die GEZ-Gebühr nicht zu zahlen?
Nein
Macht kaufen glücklicher?
Sehr selten und nur kurze Zeit
Der Trend geht zum Zweit-Computer
Ein Grund für Hass:
Keiner
Die Jugend von heute ist:
Viel klüger, als die Medien sie darstellen
Was wirst Du, wenn Du mal groß bist?
Werde ich meine Enkelin fragen
Welche Frage möchtest Du mal gefragt werden?
...
Was möchtest Du antworten?
...

FRAGEBOGEN VON:

Simon Kerbusk - s.kerbusk@freihafen.org

Jeden Tag Gutes tun.

Hamburg: Reiche Stadt mit armen Kindern

Auf dem letzten BUDNI-Forum war die Sozialwissenschaftlerin Prof. Dr. Ursel Becher zu Gast. Ihre Studie „Die im Dunkeln sieht man nicht“ ist ein Armutszeugnis für Hamburg.

Unsere Stadt hat ein ernstes Problem“ — Das war das Fazit von Prof. Dr. Ursel Becher. Hamburg sei zwar die Stadt mit den meisten Millionären in Deutschland, aber gleichzeitig lebte jedes fünfte Kind unter sechs Jahren von der Sozialhilfe. Mit der Armut gehe oft soziale Ausgrenzung einher — und schlechte Bildungschancen. Die Sozialwissenschaftlerin war zu Gast auf dem letzten BUDNI-Forum, am 15. Februar in der Schule am See in Steilshoop. Dort hielt sie eine Rede zum Zusammenhang von Kinderarmut und Bildungschancen. „Der Anteil der Unter-15-Jährigen, die unterhalb der Armutsgrenze leben“, sagte Frau Prof. Dr. Becher, „liegt in Hamburg bei 30 Prozent.“ Genauso hoch ist der Anteil derjenigen, die hier ohne Realschulabschluss oder Abitur von der Schule abgehen. Ein ein-

facher Hauptschulabschluss reicht aber oft nicht aus, um einen Ausbildungsplatz zu finden und so wird das Ausbrechen aus der Armut fast unmöglich. „Natürlich gibt es anderswo Kinder, die noch ärmer sind“, sagte Frau Prof. Dr. Becher, „Armut ist relativ.“ Doch in Hamburg gebe es Kinder, die nie im Urlaub, Restaurant, Museum oder Theater gewesen seien. „In unserer wohlhabenden Stadt sind das fehlende Verhaltenskompetenzen.“ Die Begleiterscheinungen seien Depression, Rückzug oder aggressives Verhalten.

Die Stadt ist derweil eher interessiert, ihr Image als „wachsende Stadt“ und „Tor zur Welt“ aufrecht zu erhalten. Wie wenig das Thema Kinderarmut in Hamburg interessiert, hat Ursel Becher selbst erfahren müssen. Für ihre Studie gab es keine öffentlichen Gelder — deshalb konnte sie sich erst nach ihrer Pensionierung die Zeit nehmen, umfassend zur Kinderarmut in Hamburg zu forschen. Herausgekommen ist ein über 160 Seiten langer Bericht — ein sprichwörtliches Armutszeugnis für Hamburg.

„Wir brauchen einen Masterplan!“, forderte Prof. Dr. Becher auf dem BUDNI-Forum. Eltern müssten in ihrem Erziehungsauftrag unterstützt werden. Und Lehrer lernen, Kinder im Kontext ihrer Lebenslage zu sehen, ohne sie deshalb zu brandmarken.

Mehr Infos im Internet: Die ganze Rede von Prof. Dr. Ursel Becher steht online unter „Allgemeine Diskussion“ im Online-Forum auf www.starkeschulen-starkekinder.de



Foto: Felik Pensky

Prof. Dr. Ursel Becher zu Gast in der Schule Am See.

Termine

„Wir geben der Entwicklung eine Chance“

das ist das Motto des nächsten BUDNI-Forums. Kommt dazu am Donnerstag, dem 29. März um 18:45 Uhr in die Gesamtschule Poppenbüttel, Schulbergredder 13 bis 21 (S1 bis Poppenbüttel, dann weiter mit dem Bus bis Schulbergredder).

BUDNI-Foren im April

Am 17. April kommt das BUDNI-Forum in die Gesamtschule Winterhude, am 14. Juni in das Kurt-Körber-Gymnasium in Billstedt. Mehr Infos und weitere Termine auf www.starkeschulen-starkekinder.de unter „Das Projekt“.

Mehr News

Jede Woche neue Bildungsnews gibt es auf www.starkeschulen-starkekinder.de

Forenrückblicke

St. Pauli: Lebendig im Quartier

Die St. Pauli Ganztagschule ist bunt und kreativ — und trotzdem von der Schließung bedroht. Die Lösungsidee: Noch kreativer werden. Wie die Schule mit dem Hafengebäude ums Überleben kämpft, was Breakdance mit Geigen zu tun hat und worüber am 8. Februar auf dem BUDNI-Forum in St. Pauli diskutiert wurde, gibt es im Foren-Rückblick auf www.starkeschulen-starkekinder.de unter „Das Projekt“ — „Rückblick Foren“.

Seeredder: Geld allein macht nicht gebildet

Was kann mit Geld alles erreicht werden? Das war eine der zentralen Fragen auf dem BUDNI-Forum im Seeredder. Dabei kam heraus, dass Geld gar nicht das einzige Problem ist — sondern auch das dreigliedrige Schulsystem. Den ganzen Artikel über das BUDNI-Forum in der Schule am See, inklusive Fotoserie, gibt es auf www.starkeschulen-starkekinder.de unter „Das Projekt“ — „Rückblick Foren“.



Foto: Felik Pensky

Sylvia Canel, Bildungsexpertin der FDP Hamburg

Die Initiatoren

Die feste Besetzung auf dem Podium des BUDNI-Forums — das sind die Initiatoren. Wir möchten euch das fünfköpfige Team einzeln vorstellen. Dieses Mal: Sylvia Canel.

Das Thema „Bildung“ kennt Sylvia Canel von allen Seiten. Zum einen ist sie ausgebildete Gymnasiallehrerin für Biologie und Deutsch. Zum anderen verfügt sie als Mutter von zwei Söhnen über langjährige Erfahrung als Elternvertreterin. Außerdem ist sie Politikerin und Sprecherin für Bildung und Wissenschaft der FDP Hamburg. Und: Sie ist Initiatorin des BUDNI-Forums, von dem BUDNI-Geschäftsführer Cord Wöhlke sagt, es sei unter anderem dafür da, um Druck auf die Politik auszuüben. Lehrerin, Elternvertreterin, Politikerin — klingt widersprüchlich? Ist es nicht. Schließlich geht es im Idealfall doch allen diesen Gruppen darum, Schule besser zu machen!

Für Canel bedeutet das ganz konkret, sich für die Unabhängigkeit der Schulen stark zu machen. „Ich setze mich für die wirkliche Selbstverantwortlichkeit der Schulen ein — nicht nur dafür, Ergebnisse zu verantworten“, sagte sie auf dem BUDNI-Forum in St. Pauli. Schulen wissen selbst am Besten, was gut für sie ist, glaubt Sylvia Canel, nachdem sie das Thema „Bildung“ von allen Seiten betrachtet hat.

Mehr Informationen zu Sylvia Canel und den anderen Gründern des BUDNI-Forums gibt es auf www.starkeschulen-starkekinder.de unter „Das Projekt“.

Diese Artikel sind redaktionell unabhängig.

Bus kaputt. So ein Glück.

Das dänische Quartett Cartridge über den Lockruf der weiten Welt, Hamburger Gastfreundschaft und einen merkwürdigen Mann mit einem riesigen Bart.



Cartridge sind (von links): Thomas (Bass, Synthie), Alex (Gitarre), Niels (Schlagzeug), Mathias (Gesang, Gitarre)

Es ist ein regennasser Abend in Hamburg. Der warm-rote Lichtschein des halb im Keller versunkenen „Miss van Meers“ an der Feldstraße erleuchtet mir gegenüber vier blanke Gesichter. Die Gesichter gehören Alex, Mathias, Niels und Thomas, vier Studenten aus Aalborg und Musiker der Band Cartridge. „We Love Hamburg!“, rufen sie in Richtung der rauchbekleideten Decke über der Bar. Ihre Verbundenheit zur Hansestadt ist nicht

verwunderlich: Ihr deutsches Label, Records&Me, wurde von zwei enthusiastischen Hamburgern gegründet.

Auf Cartridges Debut Album „Enfant Terrible“ hört man die Gitarren frenetisch jubeln und den Gesang Purzelbäume schlagen. Das Schlagzeug trabt vergnügt, der Bass brummt und schnurrt zufrieden. Ein Synthie grätscht von Mal zu

Es gibt zu viele Bands die nur lustig sein wollen.

Mal frech kichernd in das Ensemble rein. Und dabei klingen Cartridge so unvorhersehbar wie innovativ, stets bedacht, das System von Strophe, Brücke, Refrain und wieder Strophe geschickt zu durchbrechen und einmal auf den Kopf zu stellen.

Unser Gespräch dominieren die beiden aufgeweckteren Bandmitglieder: Sänger Mathias und Schlagzeuger Niels. Während Alex, der Gitarrist, von Zeit zu Zeit in lautes Lachen ausbricht oder bejahend nickt, spricht Bassist Thomas trotz gleichbleibend wohlwollender Miene die ganze Zeit über kein Wort.

FREIHAFEN: Für den Verlauf eurer Bandgeschichte war eure erste Tour durch Europa im Sommer 2004 ganz besonders entscheidend. Drei ganze Monate wart ihr da insgesamt unterwegs.

Mathias: Wir kommen ursprünglich aus einem kleinen Ort im Norden Dänemarks. Da hauen nach der Schule alle ab. So gesehen war das gar keine richtige Tour. Wir hatten einfach Lust, uns in unseren Bus zu setzen und ein wenig von der Welt zu sehen – Und nebenbei ein paar spontane Konzerte zu spielen.

Und dann seid ihr als erstes in Hamburg gelandet.

Niels: Unser Bus gab schon wenige Kilometer nach unserem Aufbruch in Dänemark den Geist auf und wir mussten ihn in Hamburg zur Reparatur bringen. Dort trafen wir erst diesen vollkommen betrunkenen Typen im Park, mit dem wir ein paar Bier tranken. Dann nahm er uns mit zur Reeperbahn, wo wir vor dem Molotow standen und sofort nette Leute kennen lernten. Das waren auch Musiker, sie spielten in einer Band namens „peters“. Die hatten zwei Tage später ihre Record-Release-Party in der Weltbühne und luden uns dazu ein, ihren Support zu spielen.

Mathias: An diesem Abend lernten wir auch zwei Freunde der Band kennen: Hannes und Lennart. Die waren nach dem Konzert so begeistert von uns, dass sie tatsächlich beschlossen ein Label zu gründen, um unsere Platte herauszubringen! Wir hatten einfach Glück! Wir waren dann noch in der Schweiz, in Frankreich und in Belgien. In Antwerpen hatten

wir ein sehr witziges Erlebnis. Wir waren dabei, uns in mehreren Bars vorzustellen und zu fragen, ob

Foto: Lisa Notzke



Foto: Lea Nozke

wir dort nicht spielen könnten, aber es schien erst wie verhext. Bis wir endlich einen merkwürdigen älteren Mann mit einem riesigen Bart auf der Straße trafen. Es stellte sich heraus, dass er so etwas wie der kulturelle Manager einer marokkanischen Bar war. Er ließ uns zweimal dort auftreten. Da waren überhaupt keine Menschen bei den Konzerten. Aber wir bekamen sehr leckeres marokkanisches Essen.

Eure Reise hört sich nach einem sehr gelungenen Projekt an. Ihr wart eigentlich permanent auf die Offenheit und das Engagement anderer Leute angewiesen.

Mathias: Das war eine sehr wertvolle Erfahrung. Besonders hier im Norden von Deutschland ist uns aufgefallen, dass die meisten Menschen viel offener sind, als in Dänemark. Jemand erzählte mir, dass die Süddeutschen das zwar noch übertreffen würden, aber das erinnere ich nicht mehr.

Niels: Zudem benimmt sich hier das Publikum auch wirklich wie ein Publikum. Sie tanzen! (Niels veranschaulicht seine Aussage und beginnt rhythmisch mit dem Oberkörper zu wackeln.)

Mathias: In Dänemark hingegen sieht das meist ganz anders aus. (Mathias macht eine versteinernde Miene und verschränkt die Arme. Er löst die Geste wieder auf und lacht.) Hier gibt man uns Musikern wenigstens eine Chance.

Das Publikum benimmt sich hier wirklich wie ein Publikum. Es tanzt!

Dafür werden in Dänemark junge Musiker doch sogar vom Staat unterstützt, oder irre ich mich?

Niels: Nein, das stimmt. Der dänische Musikmarkt ist nicht besonders groß. Deshalb möchte man die nationalen Bands fördern

und ihnen eine finanzielle Starthilfe verschaffen, damit sie ein größeres Publikum außerhalb der Landesgrenzen erreichen können.

Das ist doch ein vorbildliches Vorhaben.

Mathias: Ja, schon. Aber in Schweden beispielsweise geben sie von Beginn an sehr viel Geld für die musikalische Erziehung der Kinder aus. Dort lernt wirklich jedes Kind ein Instrument und wird auch in der Schule früh an die Musik herangeführt. In Dänemark läuft das nicht so. Da geht es um das Repräsentative. Indem man die dänischen Bands in die Welt hinaus schickt, möchte man beweisen, dass das Land noch anderes aufzuweisen hat als beispielsweise Mohammed-Zeichnungen.

Eure Lieder klingen meist sehr gut gelaunt, sogar euphorisch.

Mathias: Wir mögen diese gewisse Komplexität, die entsteht, wenn wir fröhliche Melodien zu ernstesten Texten spielen. Denn auf textlicher Ebene beschäftige ich mich meist mit gesellschaftlichen Problemen und einer daraus resultierenden Frustration. Es gibt zu viele Bands, die nur lustig sein wollen. Permanente Happy-Go-Lucky-Lyrics. Das

find ich total langweilig. Das packt mich nicht, das hat keine Aussage.

Dann setzt ihr also ein ernstes Thema, und gebt nichtsdestotrotz die Möglichkeit, darauf zu tanzen.

Niels: (singt) ... Murder On The Dancefloor...

Mathias: Ich habe nie auf die Weise darüber nachgedacht, eingängige Lieder zu spielen, um junge Leute dazu zu bringen, unseren Fragen zur Gesellschaft zuzuhören. Das ist nicht die Intention. Aber natürlich tanzen wir auch gern. Allerdings nur auf der Bühne. Auf der Tanzfläche tanzen wir nur, wenn wir betrunken sind. Bis auf Niels, der tanzt gerne mal ein bisschen Salsa! Es gibt da so einen Salsaclub in unserer Stadt, den Niels gerne besucht...

Niels: Nein, nein, nein, da war ich nur einmal!

Sie glauben ihm nicht. Sie lachen und klopfen ihm auf die Schulter und hänseln ihn auf Dänisch. Jemand schaut auf die Uhr. Es sind nur noch wenige Minuten bis zu ihrem Auftritt. Hastig brechen wir auf und rennen keuchend in die mit dichten Regenfäden durchzogene Nachtluft hinaus. Später werden sie tanzen.

TEXT: Lina Brion - l.brion@freihafen.org

Tipp

Reinhören lohnt sich: „Enfant Terrible“ (2006) von Cartridge. 17,95 Euro.

„Yes I am“

Schwarz sein und deutsch dazu. Seit dem ersten schwarzen Nationalspieler hat das keine Exotik mehr, aber: Wie fühlt es sich an als Schwarzer in Deutschland zu leben? Was ist die Heimat, Deutschland oder Afrika? Dieser und anderer Fragen geht Sven Halfar in dem Film „Yes I am“ nach.

Wann tauchen Schwarze in der Presse auf? Häufig dann, wenn gerade einer von ihnen misshandelt oder totgeprügelt wurde. Für ein paar Tage blitzt das Thema Rassismus in den Köpfen der Menschen auf, um genauso schnell wieder aus ihnen zu verschwinden.

„Schwarze begnügen uns in den Medien oft nur in der Rolle des Opfers, statt als Individuum.“, meint Sven Halfar.

In seinem Film „Yes I am“ – „Ja ich bin Schwarz!“ zeigt er deshalb die Afrodeutschen ganz anders. Der Film begleitet drei Musiker des Vereins „Brothers Keepers“, der sich gegen Rassismus einsetzt, an ihre Wohn- und Heimatorte. Adé Bantu, Mamadee und D-Flame erzählen von ihrer Kindheit und Jugend in Deutschland. Alle sind sie ohne ihren schwarzen Vater aufgewachsen und deshalb auf der Suche nach einem Stück ihrer Identität. D-Flame erzählt von

seiner Jugend im Heim und seiner kriminellen Karriere. Mamadee berichtet von ihrer Kindheit in der DDR und einem Überfall auf sie. Adé

Odoukoya aka. Adé Bantu schildert seine Beziehung zu Afrika und Deutschland, sowie den Mord an seinem Vater.

Gefühlvoll entrollt Halfar die Geschichten der drei Familien, ohne Schuldige zu suchen.

Halfar entrollt gefühlvoll die Geschichten der drei Familien und die Entwicklung der Künstler bis heute. Er schafft es dabei ihr Leben zu portraitieren, ohne sich in Details zu verlieren oder Schuldige für den Hass auf Schwarze zu suchen. Neben den beeindruckenden Biographien ist es vor allem die Musik, die den Film zu einem gefühlsstarken Aufruf für mehr Toleranz gegenüber jeder Hautfarbe, Kultur oder Gesinnung macht. Hip Hop, Reggae, Dancehall, Soul, all diese Musikstile fließen in die Musik des Films mit ein und sind dabei ständige Begleitung.

„Yes I am“ spricht davon anders zu sein – und dennoch zur deutschen Gesellschaft dazugehören. Es zeigt sich, dass das Bild des „blonden blauäugigen Deutschen“ nicht mit der Realität übereinstimmt, sondern „Der Deutsche“ 2007 viele verschiedene Gesichter hat.

„Yes I am“ ist ein Dokumentarfilm, vor allem aber ein Stück Deutsche Geschichte, wie sie in keinem Schulbuch vorkommt. Wer dem Film Zeit gibt seine Geschichte zu erzählen, den lässt er bis zum Schluss nicht mehr los.

TEXT: David Thielemann - d.thielemann@feihafen.org

Der Film

„Yes I am“, ein Film von Sven Halfar. Mit D-Flame, Adé Bantu, Mamadee und Xavier Naidoo. Deutschland 2006/ 104 Minuten. Zu sehen ist „Yes I am“ im Abaton-Kino. Checkt dazu www.abaton.de



Ob Jugend im Heim, Kindheit in der DDR oder die Beziehung zum Vater: D-Flame, Mamadee und Adé Bantu (von links) erzählen ihre Geschichte.

Konzerte

Das war

Hot Club De Paris

08.02. Grüner Jäger

Natürlich war ich vordergründig auf das Spektakel gespannt, was sich uns an diesem verschneiten Abend im Grünen Jäger bieten sollte. Außerdem wollte ich auch gerne wissen, wie die Herren aus Liverpool ihren Namen nun aussprechen. Das Ergebnis war ernüchternd. „We are the hot club of paris“, achso...Dann legten die vier Herren auch schon los. Mit ihrem sehr lässigen Akzent und Acapella-Einlagen zwischen den Stücken, spielten sie ein kurzes, aber durchaus Energie geladenes Konzert. Nur ihre Spielfreude wollte leider nicht ganz auf das Publikum überspringen. Vielleicht lag es an ihren teils eigentümlich klingenden Rhythmen und Gesangseinlagen, vielleicht hat aber auch der Typ hinter mir mit seinem Urteil „Die sind doch alle zu alt für Collegerock“ Recht gehabt. Von ihren gelobten Bühnenqualitäten vermag ich leider nicht viel zu berichten, ich war zu weit hinten. Selbst Schuld, wenn man zu spät kommt und nicht drängelt. Fest steht aber, dass wenigstens die Musik anregend war und ich so um eine Schneeballschlacht nach dem Konzert nicht drumrum kam.



Das kommt

The Pipettes

25.04. Grünspan

Frei nach dem Motto „Wir sind The Pipettes, und wir bedauern nichts“ verschlägt es die drei Mädels wieder zu uns nach Hamburg. Nimmt man Elemente der Musik aus den 50er und 60er Jahre und mischt diese mit einer Portion Indie und Mädchencharme kann man sich ein ganz gutes Bild dieser Band machen. Begleitet werden die drei von den The Cassettes-Jungs, die aber in den Background verwiesen wurden. Also rein in die gepunkteten Kleider und Collegewesten und los zum Konzert.

Bald

Kurz und Gut

Cooper Temple Clause	26.03.	Knust
2Raumwohnung	27.03.	Docks
Juliette and the Licks	11.04.	Docks
Tiger Army	13.04.	Grünspan
Knarf Rellöm	26.04.	Hafenklang Exi

TEXT: Lea Zierrot - l.zierrot@freihafen.org

FOTO: Felix Pensky - f.pensky@freihafen.org

Anzeige

FOCUS live! JETZT BEWERBEN!!!

Praktikum Eventmanagement für **FOCUS live!** 2007 in Hamburg

Die Agentur HamburgEVENT ist vom FOCUS Magazin Verlag exklusiv mit der Konzeption, Planung und Durchführung der Veranstaltung **FOCUS live!** im Hamburger Edelfettwerk beauftragt worden. **FOCUS live!** ist eine Veranstaltung mit Workshops, Diskussionsforen begleitet von „Jungen Erfolgsmachern“ und Ausstellern zum Thema Beruf und Ausbildung, sowie einer abschließenden Party mit Live-Acts prominenter Musiker aus der Region Hamburg.

Wir bieten allen Hamburger Schülern und Studenten ab 16 Jahren, die einen guten Draht zur Zielgruppe der 16 bis 25 Jährigen haben und gerne aktiv und kreativ an einem Projekt mitwirken wollen, die Möglichkeit sich für einen von 4 Praktikumsplätzen bei der Agentur HamburgEVENT zu bewerben und das Projekt **FOCUS live!** von Beginn an zu begleiten.

Das Praktikum startet ab April 2007, umfasst alle Disziplinen der professionellen Eventplanung und endet mit der Veranstaltung im Oktober. Der Arbeitsaufwand liegt bei ca. 4-6 Std. pro Woche. Eine leistungsabhängige Vergütung ist vorgesehen.

Aussagekräftige Bewerbung (Tab. Lebenslauf mit Foto und kurze Begründung „Warum bin ich für das Projekt geeignet?“) bitte

per Mail an: info@hamburgevent.de
per Post an: HamburgEVENT GmbH
Holsteiner Chaussee 227 i
22457 Hamburg

 **hamburg** EVENT
Events | Promotion | Incentives

Von der Bande in die Band



„Das Coole war, dass die Eltern mitgekommen sind, obwohl sie sonst betrunken zu Hause rumhingen. Sie waren sogar stolz auf ihre Kinder!“, sagt Magdalena.

Magdalena Abrams wollte eine Herausforderung – und hat sie gefunden: Innerhalb eines Jahres hat sie in einem Slum eine Jugendmusikschule aufgebaut.

Guasmó Sur gehört zu den düsteren Orten dieser Welt. In dem Elendsviertel der Hafenstadt Guayaquil, Ecuador, kämpfen 600.000 Menschen auf engstem Raum ums Überleben. Drogenkonsum, Gewalt und Armut gehören zum Alltag. 40% der Jugendlichen gehen nicht zur Schule, rund 60% von ihnen sind arbeitslos, viele sind Mitglieder in kriminellen Banden.

Magdalena Abrams wollte dorthin. Nach dem Abitur ging sie für ein Jahr nach Guasmó Sur, um die von Einwohnern selbst gegründete Bürgerinitiative „Mi Cometa“ (Mein Drache) bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Eine Bekannte

vermittelte den Kontakt. Die 21-jährige kam in einer Gastfamilie unter. „Ich bin da ziemlich konzeptlos hingegangen.“, erzählt sie. „Die Leute von „La Cometa“ haben meinen Lebenslauf gesehen und meinten: ‚Wir wollten hier immer schon etwas Kreatives haben. Kannst du nicht Klarinette unterrichten?‘ Damals dachte sie noch es gebe einen Chef, der ihr sagt, was sie machen soll. Stattdessen hieß es: „Entwickle ein Konzept, jetzt mach mal!“

Die ersten Wochen liefen für Magdalena frustrierend. Sie wurde mit einem Revolver be-

droht und ausgeraubt, stand ohne Papiere da und konnte deshalb kein Konto mehr eröffnen.

Ich dachte es gäbe einen Chef, aber das Konzept hieß „Selbermachen!“

„Ich musste erstmal Leute finden, die überhaupt Lust hatten, Musik zu lernen.“, sagt sie. Einen Stundenplan habe sie eingerichtet und den dann auf Flyern an die Jugendlichen verteilt, die auf der Straße mit ihrem Bier rumhingen. Am Anfang sei niemand zum Unterricht gekommen. Unterstützung von den Mitarbei-

Auch ihr Projekt lief nur schleppend an. Angefangen habe sie mit Werbung.

tern von „Mi Cometa“ erhielt sie kaum, die waren mit ihren eigenen Aufgaben voll ausgelastet. Als dann auch noch ihre Gastfamilie für drei Monate ins Ausland fuhr, so dass sie in ihrem Einzimmerhaus allein wohnte, stand sie vor dem Nichts.

„Aber es geht dort jedem so“, erklärt sie.

„Deswegen konnte ich die Bewohner des Vier-

tels auch so gut verstehen. Ich musste selber für mein Geld arbeiten und habe später mit meiner Gastfamilie Eis verkauft, weil es anders nicht ging.“

Um kurzfristig wieder an Geld zu gelangen, ging sie auf der Straße jonglieren. Dann begann auch die Musikschule endlich zu laufen. Den Unterricht hielt sie auf dem Dach des unfertigen Hauses der Bürgerinitiative. Ihre ersten Schüler musste sie zwar zum Mitmachen überreden, doch weil der Trommel-Unterricht unter freiem Himmel stattfand, ließen sich bald immer mehr neugierige Jugendliche darauf ein. Anfangs gab es weder Instrumente noch Geld. Also wurde selbst gebastelt und improvisiert: Die Jugendlichen füllten Plastikflaschen mit Mais und machten somit Rasseln daraus. Aus Mülleimern machten sie Trommeln.

Ihr sei es vor allem darum gegangen die Leute zu motivieren und dafür zu sorgen, dass sie dabei blieben. „Ich habe die Schüler bestimmen lassen, welche Lieder sie lernen wollten.“, sagt sie. „Wichtig war mir auch, dass die Jugendlichen in Gruppen musizieren und sich gegenseitig unterrichten.“ Schließlich würde sie bald wieder nach Hause zurückkehren.

Durch eine TV-Sendung kamen Spenden aus Deutschland.

Schritt für Schritt ging es weiter. „Irgendwann waren dann 40 Jugendliche da.“, erinnert sie sich. Ein TV-Sender berichtete über das Projekt. Durch Geldspenden aus Deutschland, Sachspenden vor Ort und mehrerer kleiner Fundraising-Aktionen in

der Musikschule konnte mehr Equipment gekauft werden, um die lang ersehnten Jugend- und Kinderbands gründen zu können. Für Magdalena über-

traf das alle Erwartungen. Dass die Jugendlichen Feuer für die Musik fangen, sei ihr eigentliches Ziel gewesen. „Dass sie dann auch Verantwortung übernahmen nicht nur für sich selber, sondern auch für andere, das hat meine Erwartungen total übertroffen.“, erinnert sie sich. „Man unterschätzt solche Leute leicht. Ich habe sie auch unterschätzt.“, fügt sie hinzu.

Für viele Kinder und Jugendliche ist die Zusammengehörigkeit der Jugend-Gang ein letzter Zufluchtsort. Magdalenas Jugendmusikschule bot dazu eine Alternative an – von der Bande in die Band. Der Höhepunkt stand am Schluss des Jahres. Bei einer Festivalwoche an der Strandpromenade von Guayaquil durfte eine Band der Jugendmusikschule bei der Eröffnung spielen und kam dabei so gut an, dass sie für das große Finale ebenfalls noch einmal engagiert wurde, obwohl dort gewöhnlich nur Profis spielten. Auch bei den Eltern der Musikschüler machte der Auftritt Eindruck: „Das Coole war, dass letztendlich die Eltern mitgekommen sind, obwohl sie sonst betrunken zu Hause rumhingen. Sie waren sogar stolz auf ihre Kinder!“, sagt Magdalena. Für mich war das noch ein größerer Erfolg, als ihre Teilnahme am Festival.“

Am Schluss ihres Aufenthaltes kamen 30 Kinder und Jugendliche regelmäßig zum Unterricht, es gab zwei Bands und von Blockflöten bis hin zur Klarinette eine breite Auswahl an Instrumenten. „Ich habe einfach so ein paar Tausend Euro für Instrumente ausgegeben, ohne zu wissen, ob die Jugendlichen dabei bleiben würden. Mein Vorgehen war schon sehr blauäugig, aber ich möchte es auch nicht ändern wollen.“, meint sie.

Seit Juli 2006 ist sie wieder zurück in Deutschland und telefoniert ein Mal wöchentlich mit den Verantwortlichen in Ecuador. Letzte Woche hat Magdalena mit 11 Kommilitonen den Verein „Musiker ohne Grenzen“ gegründet, im Sommer fährt die Gruppe für sechs Wochen nach Guasmo Sur, um dort Musik zu unterrichten. Magdalena hat bis dahin noch viel zu tun, der Flug muss heute Abend noch gebucht werden, in den nächsten Wochen stehen Vorträge und Benefizkonzerte an, um Geld für das Fortbestehen der Jugendmusikschule zu sammeln. Schon im April will sie zurück nach Ecuador, um den Austausch vorzubereiten.

TEXT: Nico Semsrott - n.semsrott@freihafen.org

FOTOS: Magdalena Abrams - m.albrams@freihafen.org

Infos

Mehr Infos zum Projekt und dem Verein sowie die Nummer des Spendenkontos gibt es unter www.musikerohnegrenzen.de.vu.



Voller Erfolg: Am Schluss gab es eine Musikschule mit zwei Bands und einer breiten Auswahl an Instrumenten.

Vom Sklavenspiel zum Volkssport

Ursprünglich war Capoeira ein Kampfsport afrikanischer Sklaven in Brasilien. Vor den Kolonialherren tarnten sie ihr hartes Training als Tanz. FREIHAFEN Redakteurin Jenny Wolf stattete Hamburgs einziger Capoeira Schule einen Besuch ab und stellte fest: Kein Sport für mich.

Ich stehe vor einer schweren grauen Metalltür. Mein Ziel: Das Centro Cultural Alabê, die einzige Capoeira Angola Schule in Hamburg. „Du kannst dann einfach klopfen, wenn du da bist“, hatte mir Professora Moranguinho vorher gesagt. Schnell stellt sich jedoch heraus, dass es nicht so einfach werden würde auf mich aufmerksam zu machen. Von drinnen schallt laute brasilianische Capoeiramusik. Gegen die muss ich erst einmal ankämpfen. Nach einigen zarten Klopfversuchen, werde ich radikaler, trete mit aller Macht gegen die Tür und, wer sagt's denn: Schon werde ich mit einem freundlichen Lächeln hineingebeten. Sofort steigt mir der Duft von Räucherstäbchen in die Nase. An den Wänden hängen Dutzende Fotos von namenhaften Capoeiristas, auch Mestre Robson Bocão, der die Schule 2004 gründete, ist dort verewigt. Zwischen den Bildern hängen brasilianische und afrikanische Musikinstrumente, vorwiegend Berimbau und Pandeiros. Topfpalmen zaubern so

„Im Kampf auf der Straße kann Capoeira sehr gefährlich sein.“

etwas wie tropisches Flair in den Raum. Ich fühle mich wohl, könnte mehr Zeit hier verbringen. „Hallo“ unterbricht eine kleine, dunkelhaarige Frau in weißem T-Shirt und weißer Hose meine Gedanken. Sie stellt sich als Gaby vor. Gaby weist mich als erstes auf das Schild an der Tür hin „Straßenschuhe sind schon im Eingangsbereich auszuziehen“.

Mit Gaby habe ich auch telefoniert. Als Trainerin heißt sie Professora Moranguinho. Seit 13 Jahren betreibt sie aktiv Capoeira und gibt seit drei Jahren auch selbst Unterricht. Seitdem bringt sie fast jeden Abend der

Woche in der Schule. Wie ein Raubtier des Kampfsports wirkt Gaby allerdings nicht gerade. Vielleicht auch, weil die 46-jährige tagsüber als Personalsachbearbeiterin bei einem großen Hamburger Betreiber und Lieferanten von Travel Value- und Duty-Free-Shops arbeitet. Als sie vor 14 Jahren im Urlaub in Brasilien war, hat sie Capoeira das erste mal gesehen – mitten auf der Straße – und war

„Ich werde schnell rot, deshalb bin ich das Moranguinho.“

sofort begeistert. Ursprünglich war Capoeira eine Kampftechnik afrikanischer Sklaven in Brasilien. Vor den Kolonialherren tarnten sie ihr hartes Kampftraining als Tanz. Aus diesem Grund spielt die Musik auch heute noch eine zentrale Rolle in der Capoeira. Seit der Kaiserzeit war der Sport dann zunächst jahrzehntelang verboten und die Ausübung wurde mit bis zu zwei Jahren Haft bestraft. Nach 400 Jahren Überdauern im Untergrund wurde die Capoeira erst in den 30er Jahren wieder legalisiert und durfte öffentlich ausgeübt werden. Im Februar 1941 gründete Mestre Pastinha die erste Capoeira Angola Academia in Brasilien. Gelernt hatte er Capoeira einst von einem Afrikaner, nachdem dieser des öfteren beobachtet hatte, wie Pastinha von einem viel stärkeren und älteren Jungen verprügelt wurde. Nach Aufhebung des

Verbots etablierte sich Capoeira in Brasilien schnell als nationaler Volkssport.

Auch in Deutschland wird der traditionelle Tanzkampf immer beliebter. Das Centro Cultural Alabê in Stellingen zählt inzwischen 35 Schülern im Alter von 4 bis 46 Jahren. Es gibt keine Aufteilung in Anfänger und Fortgeschrittene. „Wir haben bemerkt, dass eine Trennung nicht sinnvoll ist. Es ist viel effektiver, wenn die Neueinsteiger von den Älteren lernen.“ Das Training hat begonnen und ich soll mich selbst davon überzeugen, dass diese Methode funktioniert. Schritte und Bewegungsabläufe werden geübt, dabei werden die Anfänger geduldig von den Fortgeschrittenen unterstützt. Beeindruckt beobachte ich die Szenen, in denen sich die Schüler wie in Trance bewegen und scheinbar alles um sich herum vergessen. Ich staune. „Capoeira erfordert ein großes Maß an Geduld und Konzentration.“, erläutert Gaby. „Das sagen wir auch jedem, der zum Probetraining kommt: Capoeira ist sehr komplex und eigentlich lernt man nie aus.“ Nein, das ist wohl kein Sport für mich: Geduldig war ich noch nie und auch meine Konzentrationsfähigkeit lässt zu wünschen übrig.



Capoeira - ursprünglich eine als Tanz getarnte Kampftechnik afrikanischer Sklaven.

Die Schüler bewegen sich weiter in langsamen, geschmeidig-tänzerischen Schritten friedlich durch den Raum. Langsam beginne ich zu zweifeln: Wie Kampfsport sieht das alles für mich nicht aus – keine hastigen Bewegungen, keine Aggressionen. „Capoeira ist in erster Linie ein Spiel und soll Spaß machen, kann aber durchaus gefährlich sein“, erklärt Gaby, „wir deuten die Bewegungen ja alle nur an. Im Kampf auf der Straße könnte es schon zu bösen Verletzungen kommen.“ Plötzlich springt sie auf, schnappt sich einen ihrer Schüler und demonstriert mir die kämpferische Seite der Medaille. Aus dem ausgeglichenen Kätzchen ist ein echter Tiger geworden. Und jetzt bemerke ich auch, wie anstrengend die ganze Tanzerei wohl wirklich ist: Die Köpfe der Schüler werden immer röter und die weißen T-Shirts etwas transparenter.

Die Musik wird leiser, das Training ist für heute vorbei. Obwohl ich während des Trainings rein gar nichts getan habe, fühle ich mich erschöpft. Trotzdem brennt mir noch eine Frage unter den Nägeln: Was bedeutet der Capoeiraname „Moranguinho“ eigentlich? Gaby grinst: „Das bedeutet Erdbeerchen. Jeder Capoeirista bekommt einen Namen, der zu ihm passt, ihn irgendwie charakterisiert. Und ich werde immer sehr schnell rot, deswegen bin ich das Moranguinho.“ Froh, dass ich keinen Spitznamen bekommen habe, der sich bestimmt auf meine zu großen Ohren bezogen hätte, schlüpfte ich zurück in meine Schuhe. Hinter uns fällt die Metalltür ins Schloss. Damit ist auch der Zauber Brasiliens verflogen. Im Regen mach ich mich auf den Weg nach Hause.

TEXT: Jenny Wolf - j.wolf@freihafen.org

FOTOS: Jonas Fischer - j.fischer@freihafen.org

Lust bekommen?

Termine und Infos findet ihr auf:
www.capoeira-angola-hamburg.de



Professora „Moranguinho“ entdeckte Capoeira vor 14 Jahren im Urlaub in Brasilien.



Anstrengender als es aussieht: Nach und nach kommen die Schüler ins Schwitzen.

Schluss-Schuss

24 Seiten sind schnell gelesen – zum Glück kommt nächsten Monat ein neues FREIHAFEN Heft. In Ausgabe Nr. 17 dreht sich alles um das Thema „Spielen“. Wer sich Spiele ausdenkt, wie es ist noch einmal kindlich zu spielen und was es bedeuten kann, alles nur als ein Spiel zu begreifen – unsere nächste Ausgabe greift mitten in den Wust des Spielens. Daher Augen aufhalten und FREIHAFEN lesen. Anlaufstellen sind alle weiterführenden Schulen, die Uni und Cafés zwischen Altona und der Sternschanze.

Du interessierst dich für Medien? Dann mach doch einfach mit bei FREIHAFEN. Engagierte Jugendliche können in folgenden Bereichen mitwirken:

Redaktion
 Anzeigen
 Foto
 Layout
 Öffentlichkeitsarbeit
 Vertrieb

Wir treffen uns jeden Sonntag um 18 Uhr in der AgfJ an den Landungsbrücken. Mehr Informationen erhältst du auf unserer Homepage www.freihafen.org oder auf Nachfrage unter mitmachen@freihafen.org.

Du hast Gedanken zu einem Artikel? Unsere Redakteure, Fotografen und Layouter freuen sich immer über ein Feedback. Einfach an die E-Mail Adresse schreiben, die sich bei dem Autorenhinweis findet, oder an chefredaktion@freihafen.org.

Werben im FREIHAFEN? Wenden Sie sich an Sebastian Olyéni mit einer E-Mail an: s.olyeni@freihafen.org.

Ahoi,

Euer FREIHAFEN-Team

Lust auf Schreiben, Organisieren, Gestalten oder Fotografieren?

Mach mit bei FREIHAFEN!

mitmachen@freihafen.org



www.freihafen.org

FREIHAFEN 